

Jugend unter der Nazi-Diktatur

Leidensweg der Koblenzerin Eva Salier geb. Hellendag

von Eva Salier, Übersetzung und Kurzfassung von Lilo Heine

Im Jahre 1923 wurde ich als Tochter eines Holländers und einer Deutschen in Koblenz geboren. Wir bewohnten in Koblenz-Horchheim ein großes, geräumiges Haus mit einem herrlichen Garten. Zwar war ich ein Einzelkind, wurde aber keineswegs verwöhnt. Dafür sorgte schon Käthe, unsere Haushaltshilfe, die zu meinen Eltern gekommen war, als ich geboren wurde.

Meine Eltern waren religiös, aber nicht fanatisch. Sie genossen in Koblenz ein gutes Ansehen. Juden wie Nichtjuden zählten zu ihren Freunden und an manchen Abenden wurde in unserem Haus musiziert. Mein Vater spielte Klavier und meine Mutter Geige. Ich liebte die Abende, an denen Hausmusik gemacht wurde und schlüpfte dann meist aus meinem Bett. Wie erstaunt war ich, als ich eines Tages erfuhr, daß ich als „Zaungast“ entdeckt worden war, weil mich meine nackten Beine verraten hatten, die vom Balkon herunterbaumelten. Auch ich hatte viele Freunde, die zu uns ins Haus kamen und bei denen ich ein und aus ging. Es war eine Kindheit voller Sonnenschein.

In Horchheim besuchte ich die kleine Dorfschule, in der es damals große Klassen gab. Ich erinnere mich, daß wir im ersten

Schuljahr 60 Kinder waren. In meiner Klasse war ich die einzige jüdische Schülerin. Aber lediglich durch die hohen jüdischen Feiertage, an denen ich die Synagoge statt der Schule besuchte, wurde der Unterschied sichtbar.

Die Synagoge befand sich auf der gegenüberliegenden Rheinseite in der Koblenzer Altstadt, am Florinsmarkt. Wir gingen dorthin zu Fuß. Über eine Stunde benötigten wir für eine Strecke.

An jüdischen Feiertagen durfte ich meine Freunde zu uns einladen. Aber auch ich war an Ostern und am Weihnachtsfest bei deren Familien ein willkommener Gast.



Eva Hellendag an ihrem 1. Schultag.

Nachdem ich vier Jahre lang die Dorfschule in Horchheim besucht hatte, wurde ich 1933 auf das Staatliche Hilda-Gymnasium nach Koblenz geschickt. Im Sommer konnte ich mit dem Fahrrad zur Schule fahren. Manchmal benutzte ich auch die Rheinfähre und ging ein Stück zu Fuß. Im Winter jedoch oder bei schlechtem Wetter fuhr ich mit der Eisenbahn. Die ersten beiden Jahre auf der Oberschule waren

großartig. Ich liebte die Schule und meine Lehrer und hatte viele neue Freundinnen dazugewonnen.

Langsam bildeten sich dunkle Wolken über meinem bis dahin unbeschwerten Leben. Die unheilvollen Schatten des Nationalsozialismus begannen sich auszubreiten. 1934 entschieden sich meine Eltern, Deutschland zu verlassen und nach England auszuwandern. Aber dann verstarb mein Vater plötzlich. Meine Mutter war völlig verzweifelt, zumal die kalte und alles durchdringende Allgegenwärtigkeit Hitlers uns erschauern ließ.

Ich hatte nicht nur den tragischen Verlust meines Vaters zu verkraften, ich mußte jetzt auch große Enttäuschungen um mich herum erfahren. Es dauerte nicht lange, da begannen Freunde und Nachbarn uns zu meiden. Ich weiß heute, daß es aus Angst geschah, aber in jener Zeit war es unbegreiflich und schmerzlich.

Die Häuser, die sonst für uns offenstanden, waren plötzlich verschlossen. Hier und dort machte eine tapfere Seele den Versuch, die Freundschaft aufrechtzuerhalten, aber nur, wenn es keiner sah oder wenn die Dunkelheit der Nacht eine Aufdeckung schwierig machte. Einige wenige blieben gute Freunde und kümmerten sich nicht um Konsequenzen. Käthe war zum Beispiel eine von ihnen.

Auch meine Schule, welche ich einst so liebte, wurde zu einem von mir gefürchteten Ort. Die zwei jüdischen Kinder in der Klasse - Helga Treidel und ich - mußten in der letzten Reihe sitzen. Wir durften uns nicht melden und wurden „das Unkraut“ genannt. Es waren furchtbare eineinhalb Jahre. Aus Freun-

dinnen waren plötzlich Feindinnen geworden. Dann 1937, als ich in der vierten Klasse war, wurden alle jüdischen Schülerinnen von der Schule gewiesen, und die Schule für „judenrein“ erklärt.

Meine Mutter schickte mich nach Holland zu unseren holländischen Verwandten. Sie selbst kam ein Jahr später nach. Aber bereits nach zwei Jahren, als meine Mutter sich gerade wieder eine neue Existenz aufgebaut hatte, wurde auch Holland von den Nazi-Horden überrannt. Jener 10. Mai 1940 war ein herrlicher Tag mit einem strahlend blauem Himmel. Am Radio erfuhr ich von der deutschen Invasion. Und vom Fenster aus sah ich dann, daß der ganze Himmel übersät war mit hunderten, nein tausenden weißer Punkte. Ich weckte meine Mutter und zusammen beobachteten wir voller Entsetzen, daß jene weißen Tupfer größer und größer wurden und sich zu Fallschirmen entpuppten, an denen deutsche Soldaten hingen. Einige landeten in unserem Garten hinter dem Haus, einige sahen wir auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuser und auf der Straße landen. Sie waren überall.

Für uns, die wir aus dem Nazi-Deutschland geflohen waren und gehofft hatten, in Holland sicher zu sein, war dies ein furchtbarer Schlag. Wir wußten schon, was kommen würde und was wir zu erwarten hätten. Jeder, der in der Lage war, Holland zu verlassen, floh. Es gab nicht viele Durchgänge, und für die wenigen wurde viel Geld verlangt. Für viele, allzu viele, gab es keinen Fluchtweg. Sie saßen gefangen und wußten, daß sie früher oder später von den NS-Schergen, die sich dazu ausersehen fühlten, die Welt von den „Unerwünschten“ zu befreien, abgeholt würden. Wir - meine Mutter, meine Großmutter und ich - gehörten der letzteren Gruppe an.

Nach außen hin ging alles ziemlich unscheinbar vonstatten. Jeder mußte sich registrieren lassen. Die Juden bekamen das bekannte „J“ in ihren Ausweis. In schneller Reihenfolge folgte für die Juden das Ausgehverbot ab 20.00 Uhr und das Verbot, Kaufhäuser, Kinos, Theater, jegliche öffentlichen Gebäude oder Schulen zu betreten. Das letzte Verbot war vernichtend

für mich. Es war mein letztes Schuljahr, und ich befand mich mitten in meiner Abschlußprüfung. Nun mußte ich das, was ich als meine Zukunft ansah, wieder aufgeben und würde dazu noch meine Freunde verlieren. Unser Schulleiter ließ mich jedoch mein Examen früher machen und gewährte mir so einen Abschluß. Nach dem Abgang von der Schule stellte sich jedoch die große Frage, wie es weitergehen soll-



Eva Hellendag mit ihren Eltern.

te. Damals hatte ich einen guten Freund, der von Beruf Kürschner war. Er riet mir, bei ihm das Kürschner-Handwerk zu erlernen. Dieser Beruf hat mir dann später auch das Leben gerettet.

Sehr bald begann dann die Zeit der sogenannten „Aufrufe“. Jüdische Jugendliche wurden aufgefordert in Arbeitslagern zu arbeiten. Wir versuchten uns anfangs einzureden, daß das der Wahrheit entspräche. Zusammen mit 499 weiteren jüdischen Jugendlichen, alle zwischen 17 und 23 Jahre alt, erhielt ich eine Aufforderung, mich auf dem Schulhof der Hogher Burger School einzufinden. Wir sprachen an jenem Morgen wenig miteinander, denn wir hatten Angst. Ein deutscher Offizier kam mit seinem Gefolge und einer nach dem anderen von uns 500 Jugendlichen wurde aufgerufen. Als ich an die

Reihe kam, bemerkte ich, daß die beiden Vorderbeine des Klapptisches, auf dem die Listen lagen, langsam nach innen einzuknicken drohten. Ich begann zu kichern, denn ich sah bald alles zusammenfallen. Es war dieses Kichern, das mir das Leben rettete. Der Offizier schaute hoch. „Was lachst Du so blöde?“, brüllte er mich an. „Hier gibt es nichts zu lachen!“ Und er befahl mir, mich hinter die Eingangstür der Schule zu stellen. Ich stand noch hinter dieser „gesegneten“ Tür als die letzten Jugendlichen abgefertigt und zu einem der wartenden Lastwagen gebracht worden waren. Der Tisch, auf dem die 500 „Todesurteile“ unterschrieben worden waren, wurde zusammengeklappt und ebenfalls verladen. Mich hatte man hinter der Tür vergessen. Von den 499 anderen Jugendlichen wurde nie wieder etwas gehört. Sehr viel später erfuhr ich, daß die Jungen nach Mauthausen, die Mädchen nach Ravensbrück gebracht worden waren.

Als die Dunkelheit hereinbrach, stand ich immer noch hinter der Tür. Dann hörte ich die Putzfrauen kommen und faßte nach langem Zögern den Mut, das Schulgebäude zu betreten und den Holländerinnen meine Geschichte zu erzählen. Die Frauen verwandelten mich in eine Putzfrau. Mit ihnen putzte ich die Schule und mit ihnen zusammen verließ ich am nächsten Morgen das Gebäude. Meine Mutter schloß mich überglücklich in die Arme. Leider war es nur ein sehr kurzes Zwischenspiel.

Bald darauf wurden für Juden mit handwerklichen Fertigkeiten Arbeitsplätze geschaffen, die für die deutsche Kriegsführung nützlich waren. Als gelernte Kürschnerin war ich eine von diesen „Auserwählten“. Man schickte mich zu der Firma Hirsch, einem ehemals bekannten Warenhaus in Amsterdam. Dort fertigten wir Pelzmäntel und -mützen für die Deutsche Wehrmacht an. Eigentlich war diese Werkstatt bereits eine Art Vorläufer des Konzentrationslagers Vught, das zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertiggestellt war.

In jener Zeit häuften sich die Razien. Es kam zu nächtlichen Verschleppungen nicht nur in Amsterdam, sondern in ganz Holland. Die deut-

schen und auch die holländischen Nazis gingen von Haus zu Haus, um die jüdische Bevölkerung einzusammeln. Meine Großmutter, meine Mutter und ich wußten natürlich, daß auch wir früher oder später an der Reihe waren.

Mitten in der Nacht klingelte es an der Haustür. Zwei holländische Nazis, die in ganz Amsterdam bekannt und gefürchtet waren, befahlen uns, uns anzuziehen und mitzukommen. Die Tür wurde verschlossen und ein Siegel über dem Schlüsselloch angebracht. Wir wurden zum „Sammelplatz“ gebracht. Es war dieselbe Schule, in der mein Kichern mir das Leben gerettet hatte. Wieder wurden unsere Personalausweise kontrolliert. Mein Personalausweis erhielt ein großes „W“, welches mich als eine Arbeiterin für das Dritte Reich kennzeichnete. Ich wurde nach links geschubst, meine Mutter und meine Großmutter hingegen nach rechts. Meine Mutter lächelte mir tapfer zu und winkte herüber. Es war das letzte Mal, daß ich sie sah. Ich sehe sie auch heute noch mit ihrem Lächeln unter dem großen schwarzen Filzhut lebhaft vor mir.

Langsam aber sicher hatte man die Juden eingekreist. Es lebten zwar auch noch ein paar jüdische Familien hier und da in ihren Wohnungen. Auch einige meiner Verwandten wohnten immer noch in ihrem alten Haus. Ich ging also jetzt nach Feierabend zu ihnen. Ein Familienmitglied arbeitete für den Untergrund. Durch ihre äußere Erscheinung fühlte sich diese junge blonde, blauäugige Frau vielleicht etwas zu sicher. Zwei Tage nachdem ich eingezogen war, wurde sie verraten und alle Hausbewohner abgeholt.

Ich kam vier Tage in Einzelhaft, weil die Nazis vermuteten, daß auch ich für die Untergrundbewegung arbeiten würde. Zu jeder Tages- und Nachtzeit wurde ich aus der Zelle geholt und vor einige Offiziere gebracht, die endlose Fragen stellten, bis ich nicht einmal mehr mein Geburtsdatum wußte. In der kleinen dunklen Zelle verlor ich fast den Verstand. Erst eine Art Konversation durch Morsezeichen über die Rohrleitung an meiner Zellenwand riß mich aus meiner Lethargie.

Am Morgen des fünften Tages wur-

de meine Zelle geöffnet, Mantel und Schuhe wurden mir zugeworfen. Ich sehe mich noch vor dem Gefängnis in Amsterdam stehen, das nur wenige Meter von der Schule entfernt war, die ich einst besucht hatte. Wohin sollte ich nun gehen, war meine bange Frage. Schließlich wurde mir klar, daß ich nur wieder zu meinem Arbeitsplatz zurückgehen konnte. Natürlich hatte keiner der Kollegen eine Ahnung, was mit mir passiert war. Aber ich vermute, daß auch keiner daran geglaubt hatte, mich je wiederzusehen. Jetzt stand ich hier mit nichts als nur mit meinen Kleidern am Leibe und hatte keinen Platz, wohin ich nach der Arbeit gehen konnte. Ein



Reinecke wartet, bis wir unsere Eßnapfe von der Fensterbank geräumt haben.

paar Mitarbeiter boten mir eine Unterkunft an, die ich dankbar annahm. Sie lebten bereits im Getto und so schloß ich mich ihnen an. Ich lieh mir einige Kleider, ein paar alte Sachen und eine Art Rucksack.

Wir durften den vorderen Teil der Straßenbahn benutzen, um früh am Morgen zur Arbeit und am Abend zurück nach „Hause“ zu fahren. Plötzlich endete mit einem Schlag alles. Die Hirsch-Arbeiter wurden eingesammelt und in das einst so prächtige und jetzt zum „Sammelplatz“ umfunktionierte Schowburg-Theater gebracht. Von dort aus kamen wir in das Konzentrationslager Vught.

Im Konzentrationslager Vught trugen wir anfangs noch unsere eigenen Kleider. Wir konnten aus dem Lager auch Briefe verschicken und Post, ja

sogar Pakete empfangen. Als dann keine Briefe und Pakete mehr ankamen, wußten wir sofort, daß die wenigen jüdischen Verwandten und Freunde, denen es bis dahin möglich gewesen war, den Suchtrupps der Gestapo zu entkommen, entdeckt und deportiert worden waren. Fast jeden Tag erreichten vollbesetzte Züge das KZ Vught, aber es gab auch jede Woche „Selektionen“ für die Transporte nach Auschwitz. In der ersten Zeit hatten wir dieselbe Arbeit zu verrichten wie in Amsterdam in der Werkstatt der Firma Hirsch. Wir lebten natürlich in Baracken und mußten abends wie morgens lange Zählappelle über uns ergehen

lassen. Wenn wir zur „Pelz-Baracke“ marschierten, führten wir unsere Eßrationen in Blechnäpfen mit uns.

In guter Erinnerung habe ich noch Reinecke, seines Ranges Obersturmbannführer. Im Gegensatz zu vielen anderen drückte er bei „Übertretungen“ oft beide Augen zu. Er hatte eine tiefe, polternde Stimme und einen urwüchsigen Sinn für Humor. Aus irgendeinem Grund konnte und durfte er jedoch Eßnapfe auf der Fensterbank nicht dulden. Es gab aber keinen Platz, wo wir sie hinstellen konnten. Eine Möglichkeit wäre gewesen: unsere Tagesration gleich aufzessen, um dann für den Rest des Tages ohne Nahrung zu sein. Irgendwie hatten wir uns zu arrangieren. So postierten wir eine „Aufpasserin“, die, sobald sie Reinecke

sah, „Elijah“ schrie. Wir rannten dann alle zu unseren Blechnäpfen, um sie von der Fensterbank wegzubekommen und in die mit Pelzen gefüllten Schachteln zu stellen. Eines Tages hatte die „Aufsicht“ nicht aufgepaßt. Reinecke betrat unerwartet die Baracke. Er sah sich ein wenig verdattert um, rief „Elijah“ und verschwand. Als wir uns vom Schock erholt und die Eßnapfe so schnell wir konnten von der Fensterbank genommen hatten, betrat Reinecke ein zweites Mal die Baracke. Er inspizierte alle Stellen und verließ uns grinsend. Er war ein guter Mensch.

Mit zu meinen schrecklichsten Erinnerungen in Vught zählt die Räumung der „Kinderbaracke“ im Frauenlager. Alle Kinder wurden zur „Endlösung“ nach Auschwitz geschickt. Ich war eine der zwanzig jungen Frauen, die die

wenigen Habseligkeiten der Kinder zusammenlegen und in Kartons oder Tornisterpaketen mußten. Auch wenn ich es so sehr wünschte, jenen kleinen verschreckten Gestalten, die uns aus den Kojen heraus ansahen, etwas zu sagen, sie zu umarmen und sie zu streicheln, um diesen Alptraum von ihnen fernzuhalten, ich konnte es nicht, und zwar aus Angst selber zusammenzubrechen, laut aufzuschreien und damit zu riskieren, die Dinge nur noch zu verschlimmern. Jene Nacht wird mich ewig verfolgen.

Eines nachts wurden wir nach einer Stunde Schlaf aufgefordert, alles, was wir besaßen, zusammenzupacken und uns damit zum Appellplatz zu begeben. Kleine Bündel tragend stolpten wir durch die dunkle und kalte Nacht. Das ganze Lager war in Aufruhr. Wir wurden aufgefordert, unsere Habseligkeiten auf die bereitstehenden Transportwagen zu werfen und mußten uns bis auf die Unterhosen oder Schlüpfer ausziehen. Die herumliegende Kleidung wurde dann ebenfalls auf die Wagen geschmissen, während wir frierend in der kalten Nacht standen und nicht wußten, warum dies geschah. Das letzte Bindeglied zum eigenen „Ich“ war abgestreift und weggetragen worden. Die wildesten Spekulationen wurden dem Nächsten zuflüstert: wir würden an Ort und Stelle erschossen usw., usw.. Schließlich befahl man uns, in eine Baracke zu gehen. Dort erhielten wir je ein Kleidungsstück, einen blau-weiß-gestreiften Gefängnis-sack, dazu ein blaues Kopftuch mit weißen Punkten und zusätzlich ein schmales Band, versehen mit einer Nummer und dem gelben „Judenstern“.

Inzwischen gab es auch keine Pelznäherei mehr. Unter Leitung der bekannten Physikerin und Mitgefängenen, Frau Dr. Kohn, wurden fähige Frauen zur Herstellung von Radioröhren für die Philips-Werke ausgebildet. Eines Tages bekamen wir „hohen“ Besuch. Heinrich Himmler, Reichsführer SS, besichtigte



Kinder in der Kinderbaracke.

die Philips-Baracke in Vught. Unter den Offiziellen von der Lagerleitung und der Firma Philips war auch Frau Dr. Kohn. Bei der Vorstellung: „Und das ist Frau Dr. Kohn“ geschah dann das Unvorstellbare. Heinrich Himmler streckte seine Hand aus, Frau Dr. Kohn schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Ich glaube kaum, daß Sie meine Hand schütteln wollen, ich will bestimmt nicht die Ihrige schütteln.“ Himmler erstarrte, drehte sich dann auf der Stelle um und verließ, ohne ein weiteres Wort zu



Unsere „Puffmutter“.

verlieren, die Philips-Baracke. Wir wagten kaum zu atmen und waren sicher, daß dies unser Todesurteil bedeuten würde. Aber es folgte nichts. Es war so, als ob diese Episode sich niemals ereignet hätte.

Bevor wir nach Auschwitz abtransportiert wurden, waren mehrere Gerüchte im Umlauf wie: Philips würde geschlossen, die Arbeit würde von Holländern übernommen werden und wir kämen nach Polen. Alles erwies sich als richtig. Die Männer mußten zuerst gehen. Wir Frauen stellten uns ebenfalls darauf ein, daß Auschwitz unsere Endlösung sein würde.

Am 2. Juni 1944 war es dann soweit. Im Viehwagon zu fahren ist schwerlich eine bequeme Reiseart. Der „Scheißkübel“ im Waggon blieb durch die ständig schaukelnde Bewegung immer nur

halbvoll, der Rest schwappte über den Rand. Stroh, Fußboden, unsere Kleidung und unsere Körper wurden naß. Der Gestank war fast unerträglich. Durch die Ritzen in den Wagenwänden konnten wir nach draußen gucken und die Namen der Stationen - Hannover, Halberstadt etc. - lesen. Wir wußten nun, wir fuhren nach Osten. Dann kamen wir in die Nähe von Auschwitz. Züge kamen in Sicht, Weichen, Lichter und Züge und Züge und mehr Züge - alles Viehwaggons. Wir waren angekommen. Es war der 6. Juni, der Geburtstag meiner Mutter. Ich wußte zu diesem Zeitpunkt nicht, daß ich ihrer Asche so nahe war.

Keiner, der nicht selbst in einem jener Viehwaggons der Züge, die nach Auschwitz gingen, gesessen hat und durch die Ritzen der Seitenwände hin zu jenem Lager gesehen hatte, kann sich den entsetzlichen Eindruck vorstellen. Wir sahen, daß der dunkle Himmel sich rot verfärbte durch die Glut der Flammen, die aus den hohen Schornsteinen der Krematorien stiegen, während ein bestialischer Geruch alles durchdrang. Er vermischte sich mit dem Gestank in unserem Viehwagon. Es herrschte Totenstille in unserem dunk-

len Kasten auf vier Rädern. Später marschierten wir durch das eiserne Tor, in dessen Bogen kunstvoll die zynischen Worte „Arbeit macht frei“ eingearbeitet waren. Ich nahm damals weder das Tor noch die vielen Offiziere wahr. Wir wußten auch nicht, daß Dr. Mengele und seine Adjutanten unseren besonderen Status als „Sonderkommando“ zu beachten hatten. Dieser Status machte uns immun gegen seinen Todesfinger.

Wir erreichten unser Quartier. Es war die Baracke Nr. 13, und jemand frug mich, ob dies nun eine Glücks- oder eine Unglückszahl sei. Ich erinnere mich, daß ich geantwortet habe, es sei eine Glückszahl, da wir doch Juden seien. Ein grauenvolles Leben begann. Am ersten Tag wurden wir nach dem Appell in einen Duschsaal getrieben und später dann kahlgeschoren. Man hatte uns in Karrikaturen unserer selbst verwandelt. Wir bekamen eine neue Gefängnis- und eine Nummer und einen kleinen Winkel in unseren linken Arm tätowiert.

„Bitte, Herr, gib, daß ich niemals wieder diesen Weg zurückkommen muß!“, lautete mein Gebet, als wir nach einigen Wochen Auschwitz in Richtung Reichenbach verließen. Wenn ich jetzt zurückdenke, erscheint mir Auschwitz wie ein langer, dunkler Korridor, feucht und glitschig und voll von Spinnweben. Durch diesen schwarzen „Tunnel“ schleppten wir uns, ohne ein Ende zu sehen. Die unbeschreiblichen Dramen, die sich um uns herum abspielten, entsetzten uns so, daß wir unseren Verstand dagegen verschließen mußten.

In Reichenbach befand sich ein Auslenkommando von Auschwitz. Wir lebten dort in der Nähe der Telefunken-Fabrik. Unsere Kommandantin dort war eine kleine dicke Frau, die uns gleich zu Anfang zu verstehen gab, daß sie früher eine „Puffmutter“ gewesen war. Durch ihre langjährigen Erfahrungen mit sogenannten „leichten“ Mädchen

hatte sie sich ein bestimmtes Vokabular zugelegt. So lautete ihr erster Befehl am Morgen: „Raus aus der Pfortenkapsel!“ Und nachdem wir unsere Kojen gemacht hatten, hieß es: „Raus aus dem Puff!“. In lauter Stimme dann „Bäuche rein“ und „Brust raus“. Wir hatten zwar weder Bäuche noch Brüste, versuchten aber trotzdem unser Bestes zu

Glaswand langsam auf mich zukam. Ich werde niemals wissen, was mich dazu brachte, meine Hand mit dem kleinen Schraubenschlüssel hochzuheben. Das Glas zerbrach an der Kante des Schraubenschlüssels und große und kleine Glasstücke flogen in alle Richtungen. Ich hatte nicht einen einzigen Kratzer abbekommen.

Bereits sehr früh am nächsten Morgen wurden wir in der ehemaligen Sportschule von Groß-Rosen geweckt. Und etwas später bewegten wir uns aus dem Camp heraus in Richtung Eulengebirge, einem Teil des Riesengebirges. Unsere lange Kolonne bewegte sich langsam durch das verschneite Tal bis zum Berg hin. Der Schnee war hoch, und der Wind blies mit voller Kraft. Es begann ein qualvoller Aufstieg. Auf halbem Weg den Berg hoch fühlte ich mich plötzlich krank. Ich bekam große Angst, weil jeder, der nicht mit der Kolonne mithalten konnte, auf der Stelle erschossen wurde. Meine Freundinnen zogen mich weiter und redeten mir gut zu. Unsere Ärztin Dr. Halina gab mir im Bergdorf Neurode eine halbe Tablette Aspirin - Teil ihres sehr wertvollen Schatzes - und begann, mich mit viel Pferdedünger zu



Auschwitz. Meine „künstlerische Arbeit“ mit der Zahnbürste.

geben.

Zu dieser Zeit gab es immer mehr Angriffe auch durch die sowjetische Luftwaffe. Es war der Winter 1944/1945 und zum Jahreswechsel gab es Schnee, eisige Winde und bittere Kälte. Zu allem Unglück mußten wir Reichenbach verlassen und ins Konzentrationslager Groß-Rosen übersiedeln, das ehemals eine Sportschule gewesen war. Von dort aus mußten wir jeden Tag anderthalb Stunden bis zur Arbeit nach Reichenbach marschieren.

Eines Tages fielen ohne vorherige Warnung Bomben auf die Fabrik. Ich befand mich gerade in der großen Halle, in der ich arbeitete. Ich stand bewegungslos da, als ich plötzlich hochblickte und bemerkte, daß die große

bedecken, richtig darin einzupacken. Dann gebot sie mir, ruhig zu liegen, damit der Mist am Körper bliebe und versprach, daß ich am nächsten Morgen so gut wie neugeboren sei. Dr. Halina hat ihr Wort gehalten.

Nach vier Tagen erreichten wir Trautenau. Dort waren wir warm untergebracht. Es gab sogar einen Duschraum. Draußen schneite es unaufhörlich. Ich erinnere mich, daß wir uns alle wünschten, dort bleiben zu können. Aber es ging wieder weiter. Ein enorm langer Zug wartete am Bahnhof auf uns. Der Zug an sich stellte nichts Ungewöhnliches dar, aber ungewöhnlich war der Anblick der dachlosen Güterwagen, bestimmt für den Transport von Sand oder Kohle. Eine dicke Schneedecke

bedeckte den Boden der Waggons. Es schneite als wir einstiegen so stark, daß wir kaum den nächsten Waggon oder auch nur die Lokomotive sehen konnten. Unsere Füße versanken einige Zentimeter im Schnee. Wir sahen alle aus wie Schneemänner. Es war wieder einmal keine sanfte Bahnfahrt. Unsere große Besorgnis war, daß es kälter werden und wir alle erfrieren würden.

Jetzt, Anfang 1945, lagen ganze Bahnstrecken und Brücken der einst so leistungsfähigen Deutschen Reichsbahn in Trümmern. Die sporadischen Bombardierungen sorgten ebenfalls dafür, daß es so blieb. Wir hielten mehr an, als daß wir fuhren. In einer Nacht erreichten wir Bergen-Belsen. Aber dort war Typhus ausgebrochen, also ging es weiter. Porta-Westfalica war die nächste Station, dort blieben wir den ganzen Monat März über.

Auch unser nächster Aufenthalt in Beendorf wurde nach kurzer Zeit wieder durch einen Bombenangriff beendet. Bei der Arbeit an dem Steuerungssystem der V-2 in einer Salzmine begrüßte uns am ersten Tag ein Herr in Zivil. Erst später erfuhren wir, daß es Wernher von Braun gewesen ist.

Ein enorm langer Güterzug wartete in dem zerstörten Bahnhof auf uns. Die Kolonne, die aus dem Lager Beendorf herausmarschierte, schien endlos zu sein. Viele, zu viele Güterwagen waren an eine uralte und wahrscheinlich beschädigte Lokomotive gehängt worden. Die Hälfte der Waggons mußte abgehängt werden, und wir mußten zusammenrücken, so dicht, daß sich keiner mehr bewegen konnte. Es war eine entsetzliche Fahrt, zumal uns jede Nacht eine Gruppe Zigeunerinnen angriff, um Platz für sich zu schaffen.

Innerhalb von zwei Tagen hatten wir uns alle in gespensterhafte Skelette verwandelt. Als dann die Türen wieder geöffnet wurden, waren wir in Hamburg-Eidelstedt.

Eine lange zerlumpte Truppe stand dann wieder einmal in Fünferreihen auf dem Bahnsteig und wartete darauf, was sich als nächstes ereignen würde. Und das wurde zu einem unerwarteten Ereignis. Zu uns auf den Bahnsteig kamen einige Deutsche in Uniform und der vorderste unter ihnen war unser

alter Freund aus Vught - Obersturmbannführer Reinecke. Er sah uns an und begann langsam ein paar von uns wiederzuerkennen. In seiner trockenen, heiseren und etwas rauhen Stimme rief er aus: „Meine Mädels!“.

Am 1. Mai wurde das Lager Eidelstedt durch das Schwedische Rote Kreuz befreit. Es war ein seltsames



Ca. zwei Monate nach der Befreiung in Schweden.

Gefühl - dieses Freisein. Wir konnten es nicht begreifen. Ich setzte mich auf eine der Kojen, begann zu weinen und konnte nicht mehr aufhören. Wir hatten uns seit langem daran gewöhnt, Befehle zu befolgen. Es war zu einer ständigen Entscheidung über Leben und Tod geworden, und jetzt fühlten wir uns plötzlich wie verloren.

Der wartende Zug, der uns nach Dänemark bringen sollte, bestand wieder aus Viehwaggons. Aber die Türen der Waggons standen weit offen, ein dicker Teppich aus wunderbar riechendem Stroh war auf dem Boden ausgestreut und nur 40 von uns wurden in einem Waggon untergebracht, so daß wir uns der Länge nach ausstrecken konnten.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt in Dänemark kamen wir nach Schweden. Auf der Fähre nach Malmö wurden uns Karten ausgehändigt, die von

uns auszufüllen waren: Name, frühere Adresse usw. Nun ereignete sich etwas sehr Seltsames. Fast alle erinnerten sich nicht mehr an ihre letzte Adresse oder das genaue Geburtsdatum.

Als wir später gefragt wurden, ob es etwas gäbe, was wir behalten wollten, bevor es vernichtet würde, da zeigte ich den kleinen Schraubenschlüssel in

meiner Hand, der mir einst in Reichenbach das Leben rettete, als die große Glaswand auf mich fiel. Er war mein Talisman geworden.

Ich lebte ein Jahr in Schweden. Die ersten drei Monate verbrachte ich im Göteborger Krankenhaus. Danach bekam ich Arbeit in einer Fabrik und lebte bei einem jungen schwedischen Paar mit einem dreijährigen Töchterchen. Die ganze Familie hat mich mit großer Liebe aufgenommen. Wir sind heute noch gute Freunde.

Da ich in Amerika Verwandte besaß, gelang es diesen, mich im Mai 1946 in die Staaten kommen zu lassen. In der neuen Heimat lernte ich meinen späteren Mann Max Salier, einen gebürtigen Berliner, kennen, und wir heirateten Ende 1947. Max war Lehrer und unterrichtete und betreute schwierige Kinder. Er starb 1983. Ich habe zwei Söhne, Max Edward und Ralph Tho-

mas. Sie sind beide verheiratet, und inzwischen bin ich Großmutter von fünf Enkelkindern. Ich bin Künstlerin und meine Bilder sind in der ganzen Welt zerstreut. Heute arbeite ich noch als künstlerische Beraterin bei einer Zeitung. Im letzten Jahr sind auch meine autobiographischen Aufzeichnungen „*Survival of a Spirit*“ (auf deutsch „*Der Hölle entronnen*“) in Amerika als Buch erschienen.

Die Welt will jetzt nach 50 Jahren viel über den Holocaust erfahren. Immerzu werde ich gebeten, über meine Vergangenheit zu sprechen. Eigentlich möchten meine Freundinnen und ich, die durch diese Hölle gegangen sind, alles vergessen, aber man läßt uns nicht. Es ist wohl auch wichtig, daß die jüngere Generation diese Geschichten immer wieder hört, damit die Worte: „Nie wieder“ zur Wirklichkeit werden.